Zeitschrift: Badener Neujahrsblätter

Herausgeber: Literarische Gesellschaft Baden; Vereinigung für Heimatkunde des Bezirks Baden

Band: 39 (1964)

Artikel: Kleiner Zeitspiegel : soziologische Streifzüge durch die Badener Gegenwart

Autor: Räber, Albert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-322847

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Kleiner Zeitspiegel

Soziologische Streifzüge durch die Badener Gegenwart

Fühlst du dich hier noch wohl? fragte mich ein Bekannter aus dem Auslande. Er hatte vor 30 Jahren als mein Gast Baden kennen gelernt und seither unsere Gegend nie mehr gesehen. Die Frage, unvermittelt gestellt, überraschte mich; ich konnte sie nur mit der Gegenfrage beantworten: Warum denn nicht, was ist denn so anders? – Sieh doch, die Stadt, die ganze Gegend ist ein einziger Bauplatz! Hochhäuser bilden die Akzente der Silhouette, statt Kirchtürmen, Stadtturm und Schloßberg. Der Schloßberg selbst weist eine riesige Wunde auf, die täglich frevelhaft vergrößert wird. Man möchte glauben, die ehrwürdige Kapelle da oben, die ganze Ruine, ja die alten schönen Häuser, die schüchtern den Hang hinauf streben, werden eines Tages versinken in der Grube, die man unter ihnen gräbt. Die Enge in der Stadt, einmal ein Gefühl der Geborgenheit, des Beisammenseins auslösend, ist heute bedrückend. Menschen quetschen sich, verdrängt von Hunderten von Automobilen, durch die engen Gassen. Genau vorgeschrieben sind die Stellen, wo sie die Straßen überqueren dürfen. So reglementiert ist dieses Leben! Und diese Menschen! Da siehst du die verschiedensten Hautfarben! Fast selten sind die heimischen Laute zu hören. Fremde Sprachen, fremde Gesichter! Ja, bist du da noch daheim? Wirklich, wer hier wohnt, wer all die Veränderungen miterlebt, empfindet sie wie natürliche Wachstumserscheinungen. Er ändert sich mit seiner Umwelt. Er muß sich zur Besinnung zwingen. Ein Schock – Wassermangel, verschmutztes Trinkwasser, vergiftete Luft, irgendeine akute Gefahr könnte plötzlich die ganze Problematik der stürmischen Entwicklung, die eng mit unserm ganzen Wohlstand zusammenhängt, aufzeigen. So lange aber alles noch gut geht, freuen wir uns des Lebens und sind wir stolz auf den Fortschritt. Für Besinnung und Besinnlichkeit bleibt wenig Zeit.

Eine ältere Generation, die die Krisenzeit der dreißiger Jahre erlebt und in Erinnerung hat, empfindet den Gegensatz zur heutigen Situation besonders eindrücklich. Damals: Hunderte von Arbeitslosen, die verzweifelt nach Arbeit suchte. Heute: Mangel an Arbeitskräften auf allen Gebieten. Verzweifeltes Suchen nach Arbeitern. Die Entwicklung von der Not der Arbeitslosigkeit über die Arbeitsbeschaffungsvorsorge des Staates zum heutigen Zustand der Überbeschäftigung zeigt auch dem, der es lieber nicht wahr haben möchte, den entscheidenden Einfluß der Wirtschaft auf unser Wohlergehen, auf unser gesamtes Leben. Wirtschaft ist unser Schicksal. Dieser Feststellung ist

allerdings sofort beizufügen, daß die Gestaltung des Lebens dem Menschen immer noch vorbehalten bleibt, sofern er sich nicht von Wirtschaft und Technik treiben und beherrschen läßt. Es ist nicht zu leugnen, daß der Pulsschlag des wirtschaftlichen Lebens in unserer Gegend, dem Sitz des größten Unternehmens der Schweizer Industrie, besonders eindrücklich wahrzunehmen ist. In Gegenden, wo die Bewohner in einer großen Zahl von kleinen und mittleren Betrieben Beschäftigung finden, wird Arbeitslosigkeit und nun auch der Mangel an Arbeitskräften kaum so massiert in Erscheinung treten, wie dort, wo eine große Firma dominiert. In Baden sind die Veränderungen am Wirtschaftsbarometer besonders gut abzulesen.

Es ist reizvoll, bei der Betrachtung der sogenannten Hochkonjunktur, der Überbeschäftigung und des Mangels an Arbeitskräften darauf hinzuweisen, daß man für die Zeit nach dem Weltkrieg 1939-45 Wirtschaftskrisen erwartete. Der Bundesrat, der in den dunklen Kriegsjahren Arbeit für alle versprach, «koste es, was es wolle», hat mit einem großen, umfassenden Arbeitsbeschaffungsprogramm und die Industrie mit Arbeitsbeschaffungsreserven vorgesorgt. Man wollte einer Wirtschaftskrise, wie sie die Dreißigerjahre uns brachten – und der man damals nicht eben sehr konstruktiv begegnete – vorbeugen. Der intakte Wirtschaftsapparat der Schweiz aber konnte nach dem Weltkrieg den aufgestauten Warenhunger in der Welt befriedigen helfen. Indirekt befruchtete auch der Marshallplan unser Wirtschaftsleben. So begann sich schon in den fünfziger Jahren ein Mangel an Arbeitskräften vor allem in der Industrie fühlbar zu machen. Die Reserven aus unserer Gegend genügten nicht mehr. Die Arbeiter, die der Industrie vom Lande her zuströmten, fehlten den Bauern. Bald waren sozusagen alle arbeitsfähigen und willigen Schweizer beschäftigt. Es war ein Leichtes, in den umliegenden Staaten, wo Arbeitslosigkeit herrschte, Menschen für die Arbeitsannahme in der Schweiz zu bewegen. Die Badener Industrie erhielt aus der deutschen Nachbarschaft Arbeiter in beachtlicher Zahl. Sie kehrten als Grenzgänger zumeist jeden Tag nach Hause zurück. Die Bundesbahn führte Arbeiterextrazüge nach Waldshut. Der Bevölkerungsüberschuß Italiens, wo zum Teil bedenkliche soziale Zustände herrschten, floß der Schweiz zu. Der Zustrom vergrößerte sich stets bis zum heutigen Stand von etwa 750 000 Gastarbeitern. Man kann wohl sagen, daß mit den zum Teil nun auch noch zugereisten Angehörigen gegen eine Million Ausländer in den letzten 15 Jahren in unserm Land Aufnahme fanden. Sie helfen mit, das Blühen unserer Wirtschaft auch weiterhin zu sichern. Wie empfindlich aber diese Blüte ist, zeigten die Störungen und Rückschläge, die die politischen Krisen von Korea und Suez auslösten. Auch eine gewisse Restriktionspolitik in unserm Lande führte zu

Schwierigkeiten und zeigte, wie außerordentlich schwer ein Zurückführen der überbordenden Hochkonjunktur zu einem wünschenswerten normalen Stand der Beschäftigung ist. Kreditsperren treffen meistens die weniger begüterten Kreise der Bevölkerung. Kapitalverknappung führt zur Erhöhung des Zinsfußes, zur Verzögerung des Wohnungsbaues und zu Mietzinserhöhungen. Die entstehenden sozialen Spannungen sind aber der Wirtschaft abträglich und so unerwünscht wie ein überhitztes Wirtschaftsklima. Da gerade in unserer Gegend alle diese Erscheinungen sich besonders empfindlich bemerkbar machen, müssen wir unsere Betrachtungen in diesen Rahmen stellen, spielt sich doch alles vor dem schweizerischen, europäischen, ja weltwirtschaftlichen Hintergrunde ab. Unser Wohlergehen ist mit der ganzen Welt verbunden. Wir sind Weltbürger, auch wenn wir Wettinger, Neuenhofer, Siggenthaler oder Badener geblieben sind und bleiben wollen.

Ein Hauptproblem, das die geschilderte Entwicklung uns stellte, war die Frage: Wo sollen die Menschen wohnen? Die wachsende Industrie konnte neue Produktionsstätten nur schaffen, indem Wohnhäuser abgerissen wurden. Gleichzeitig suchten die vielen neu zugezogenen Arbeitskräfte Wohnraum. Die Not war zu Zeiten und ist gerade auch heute noch riesengroß. Das wirtschaftliche Gesetz von Angebot und Nachfrage konnte zunächst, und vor allem für die alten Wohnungen, wegen der Mietzinskontrolle nicht spielen. Dann aber werden in den Neubauten Wohnungen angeboten, deren Mietzinse für manche Familie fast unerschwinglich hoch sind. Die Genossenschaft «Lägern» und der Verein für billiges Wohnen haben in unserer Gegend den sogenannten sozialen Wohnungsbau in verdienstvoller Weise gefördert. Bodenpreise und Baupreise verunmöglichen es, daß viele Familien sich ein kleines Häuschen am Rande der Stadt erbauen können. Das Wohnen im Mehr- oder Vielfamilienhaus ist ihr Schicksal. Was man allerdings früher als Mietskaserne betitelte, wird heute schonend als Block bezeichnet. Die Wohnungen bieten oft wenig Raum. Die Familien haben vor allem für Kinder zu knappen Plaz, so daß der Ruf nach Schaffung von Kinderspielplätzen gehört werden muß. Tragisch ist, daß in den engen kleinen Wohnungen oft auch alte Familienangehörige, Großvater und Großmutter, keinen Platz mehr finden. Es ist außerordentlich verdienstvoll, daß sowohl in Wettingen wie in Baden schöne Heime und Wohnungen für alte Menschen erstellt wurden und noch werden. Ihre Notwendigkeit wie auch die überfüllten Heime für Kinder, zeigen den Wandel im Empfinden für Familiengemeinschaft, ja die Krise der Familie.

In unserer Region ist eine Erscheinung zu beobachten, die in Großstädten viel ausgesprochener wahrzunehmen ist, die sogenannte Citybildung. Der

Stadtkern bildet neben dem eigentlichen Industriegebiet nur noch das Geschäftszentrum, wo nur wenige Menschen wohnen. Die Geschäftsleute haben ihre Wohnhäuser in den Vororten. Selbstverständlich verläuft diese Entwicklung nicht stürmisch, doch sind in Baden starke Ansätze festzustellen. Durch die Eingemeindung von Dättwil, Rütihof und Münzlishausen wurde die Stadt Baden davor bewahrt, vielleicht einmal zur City ohne eigentliches Wohngebiet zu werden. Es ist kaum übertrieben, wenn man behauptet, daß im übrigen nicht sehr großzügig und vorausschauend neue Wohngebiete erschlossen werden. Wohl hat die aargauische Baudirektion mit der gut ausgebauten Straße von Baden zum Rohrdorferberg dem Zentrum ein schönes Siedlungsgebiet leicht erreichbar gemacht. Sie hat aber ideales Bauland am sonnigen Abhang des Siggenberges durch die endlose Verzögerung des Brükkenbaues nach Nußbaumen der Stadt noch immer nicht näher gebracht. Hätte man sich zu diesem dringenden Brückenbau früher entschlossen, wäre die Entwicklung von Wettingen wohl nicht so stürmisch verlaufen, so daß dort die Lösung der vielen Probleme des Wachstums besser und mit mehr Ruhe hätte bewältigt werden können. – Das Problem, wie die Menschen von den Arbeitsstätten zu ihren Wohnungen gelangen sollen, ist nicht nur mit vermehrtem Straßen- und Brückenbau zu lösen. Der Rückstand im Bau der städtischen Straßen hat seine große Parallele im schweizerischen Autostraßenbau. Hier wie dort hat man zu spät begonnen und sich von der raschen Zunahme der Motorisierung recht eigentlich überrumpeln lassen. Die über tausend Autos, die tagsüber in der Stadt Parkplätze haben sollten, dieweil ihre Besitzer hier arbeiten, stellen ebenfalls ein Problem dar, dessen Lösung gesucht wird. Trotzdem ist Baden heute noch – vor allem bei Arbeitsbeginn und Arbeitsschluß – eine Stadt, wo das Fahrrad seine Bedeutung nicht eingebüßt hat. Der Strom von Fahrrädern, durchsetzt mit Motorrädern und einer immer größer werdenden Zahl von Autos, bildet für den Fremden um die Mittagszeit und am Abend ein eindrückliches Schauspiel. Die öffentlichen Verkehrsmittel sind, mit Ausnahme der Postautomobile, in unserer Region in privater Hand. Verkehrssanierung und Ersatz der vielen Fahrzeuge durch öffentliche Transportmittel lassen erwarten, daß vielleicht in absehbarer Zeit eine Milderung der hie und da fast unerträglichen Verstopfung unserer Straßen eintritt. Bis jetzt sind fast alle Abhilfemaßnahmen durch die Bevölkerungszunahme und die Verstädterung unseres Gebietes illusorisch geworden.

Kaum eine Gegend der Schweiz hat eine so geringe Seßhaftigkeit der Bevölkerung aufzuweisen wie das Badenerbiet. Mehr als ein Drittel, fast die Hälfte der Einwohner unserer großen Gemeinden, zieht jedes Jahr weg und

wird durch Neuzuzüger ersetzt. Der Durchschnitt dieser Mutationen beträgt für Baden für die letzten fünf Jahre 6700, dazu kommt noch der interne Wohnungswechsel von durchschnittlich 800. Diese Zahlen sind in Bezug zu setzen auf die nunmehr 15 300 Einwohner, eingeschlossen 4600 Ausländer. Der Anteil der wirklich verankerten Menschen, jener Menschen, denen das Badenerbiet zur Heimat wurde, liegt zwischen 40 und 50 Prozent der Gesamtbevölkerung. Es ist klar, daß diese starke Wanderbewegung, die zur Entwurzelung der Menschen beiträgt, viele Fragen aufwirft. Die Behörden, gehetzt und geplagt von tausend Sorgen, versuchen durch Überreichung von Schriften über unsere Gemeinden und deren Einrichtungen die Zuzüger wenigstens zu orientieren. Vereine, aber auch gesellschaftliche Veranstaltungen können helfen, aus Fremden Einheimische zu machen. Die Anzahl der Vereine hat stark zugenommen. Baden allein zählt deren 167. Die traditionellen Gesangschöre, Turn- und Sportvereine klagen aber alle über mangelnden Nachwuchs, vielleicht mit Ausnahme des Fußballklubs. Konzerte und andere kulturelle Veranstaltungen finden nicht immer die nötige Beachtung. Gerade dieses Jahr hat das Kurtheater einen bedeutenden Rückgang der Besucherzahlen feststellen müssen. Es mag auch hier die starke Wanderbewegung der Bevölkerung mit eine Rolle spielen. Bei dem überaus reichen Bemühen um gute Darbietungen in unserer Gegend ist festzuhalten: Je leichter die Kost, um so größer die Gewißheit des Erfolges einer Veranstaltung. Die recht häufigen Ausstellungen bildender Künstler vermögen nur einen sehr beschränkten Kreis zu interessieren. Unsere Lichtspieltheater hingegen erfreuen sich eines guten Besuches, doch wird auch da anspruchslose Unterhaltung bevorzugt.

Seit Jahren herrscht in unserem Lande ein sozialer Friede, der besonders eindrücklich wird, wenn man die Konflikte in Nachbarstaaten in Betracht zieht. Gesamtarbeitsverträge sind die Fundamente, auf denen sich die Zusammenarbeit von Arbeitgebern und Arbeitnehmern aufbaut. Ein immer größerer Teil unseres Volkes genießt einen Wohlstand, der vor Jahren nur einer dünnen Schicht zugute kam. Dieser Wohlstand erscheint nur dauernd gefährdet durch eine stete Geldentwertung. Darunter leiden naturgemäß vor allem Rentner und Pensionierte, deren Bezüge nur sehr zögernd dem Kaufkraftverlust des Geldes angepaßt werden. Daß auch sonst manche Not hinter der glänzenden Fassade unseres Wohlstandes verborgen ist, muß noch besonders hervorgehoben werden. Das Gesicht dieser wohlhabenden Gesellschaft weist auch in unserer Gegend nicht nur edle und sympathische Züge auf. Da ist einmal die Tatache festzuhalten, daß für die Allgemeinheit, für das Gesamtwohl, für die staatlichen Aufgaben die Mittel nicht freigebiger zur Verfü-

gung gestellt werden als etwa in Notzeiten. Um so mehr aber wendet man für sein eigenes Wohlergehen und Vergnügen auf. Das Meer von Autos, die vor den Häusern die Straßen und Gassen füllen, weil die Garagen fehlen, die überbordende Zahl von Kandidaten für die Fahrprüfung, die aller Abhilfemaßnahmen spottende Zunahme des Straßenverkehrs bringen die Behörden in arge Verlegenheit. Üppiges Essen und Trinken hat den Gesundheitszustand der Bevölkerung nicht verbessert. Die Verwöhnung der Kinder mit Schleckzeug führt dazu, daß unter tausend Kindern kaum ein einziges noch völlig gesunde Zähne hat. Der Wohlstand hat die Kriminalität von Jugendlichen und Erwachsenen nicht etwa beseitigt. Daß in unserer Stadt nun schon mehrere Reisebüro Kundschaft finden, zeigt, daß breitere Kreise Reisen unternehmen können. Das ist im Bild des Wohlstandes ein eher sympathischer Zug.

Merkwürdig erscheint die Tatsache, daß die gut verdienenden Menschen kaum mehr bereit sind, auch bei vermehrter Freizeit irgendeine Tätigkeit ohne Bezahlung auszuüben. Ehrenämter sind wenig gefragt. Zu dieser Tatsache kommt die Flucht aus Berufen, die Dienstleistungen fordern. Hausdienst, Krankenpflege, öffentliche Dienste werden eher gemieden. Die Post kann uns noch knapp zweimal im Tag gebracht werden. Ein Brief, am Freitagabend in Baden geschrieben, wird schwerlich vor Montag den Empfänger in Wettingen erreichen. Endlos wurde über Ladenschluß gesprochen. Mit Ausnahme von Alkohol und Tabak – offenbar das Lebensnotwendigste!! – wird dir vom Samstag bis Dienstag kaum etwas angeboten, es sei denn beim Konsumverein, der seinerseits aber am Samstag- und Mittwochnachmittag schließt. Alle diese reduzierten Leistungen wären ohne die Hilfe der vielen Arbeiter aus dem Ausland nicht möglich. Bei Brown Boveri sind bei einem Personalbestand von 15 500 Personen 4700 Ausländer tätig. Davon sind 500 Grenzgänger, 2900 Italiener und 1300 Angehörige anderer Nationen. In den 14 Baracken von BBC im Brisgi wohnen 1340 Menschen, im daneben neu erbauten Hochhaus leben 210. Im nächsten Jahr wird ein weiteres Hochhaus bezugsbereit. Auf der Einwohnerkontrolle Baden sind in den Jahren 1962-63 Personen aus 54 Staaten eingetragen worden. Diese Menschen helfen mit, unserer Wirtschaft ihren Gang auf Hochtouren zu sichern. Wir bezahlen sie. Manche werden recht ordentlich honoriert. Was aber tun wir sonst für sie? Erst haben wir ihnen verwehrt, ihre Angehörigen in unser Land mitzubringen. Schließlich – als andere Staaten in dieser Hinsicht sich großzügiger zeigten – wurden auch wir familienfreundlicher und erlaubten den länger anwesenden Vätern und Müttern ihre Kinder zu holen. Als 1954 in Baden 40 Kinder italienischer Zunge in den Schulklassen unterrichtet werden sollten, hat

Baden als erste Schweizer Gemeinde eine Hilfsklasse für diese Schüler eingerichtet mit dem Ziele, sie zu befähigen, dem deutschsprachigen Unterricht in unseren Schulen zu folgen. Kurze Zeit darauf hat die Missione cattolica in Ennetbaden eine Schule eröffnet. Ihr Ziel ist allerdings eher, die Kinder für die Schulen und das Leben in Italien vorzubereiten, als für die Schwierigkeiten, denen sie im Gastlande begegnen, eine Hilfe zu sein. Wir dürfen für die vielseitige Tätigkeit der Missione dankbar sein. Wir wissen aber, daß längst nicht alle Italiener und noch weniger die Menschen anderer Nationen von ihr betreut werden können. Es ist sehr gut zu verstehen, daß die Menschen, insbesondere die italienischen Gastarbeiter, eine bewußte oder vielleicht unbewußte Angst haben, ihre Eigenart zu verlieren und damit ins Bodenlose zu versinken. Dazu kommt die ewige Sehnsucht nach dem Land, wo die Zitronen blühen, die doch auch der Nordländer kennt. Das Gefühl des Fremdseins, das Heimweh und die Schwierigkeiten der Sprache summieren sich zu einer Haltung, die wir als Abwehr gegen jegliche Assimilierung empfinden. Wir Schweizer reagieren mit kühlster Reserviertheit, ja mit Abneigung oder sogar Feindschaft. Diese Dinge werden öffentlich und offiziell kaum erwähnt. Sie lassen sich aber nur zu leicht feststellen, und gewisse Ereignisse zeigen schlaglichtartig die Situation. Daß da und dort die Wohnungsnot ausgenützt wird und die Fremden Zimmermieten zu bezahlen haben, die Wucherpreise sind, macht das Problem noch schwieriger. Wenn in letzter Zeit vor allem die Italiener durch Staatsverträge sozial eher besser gestellt werden als Schweizer Arbeiter, führt das zu neuen Spannungen. Die Isolierung, in die die Gastarbeiter gedrängt werden, die von uns nicht durchbrochen, von ihnen aber auch kaum bekämpft wird, gibt vielleicht *mit* eine Erklärung für die erstaunliche Tatsache, daß viele von ihnen, wenn sie für längere oder kürzere Zeit in ihr Heimatland zurückkehren – und wäre es auch nur für Wahlen – eine kommunistische Gesinnung zeigen, auch wenn sie vor ihrer Auswanderung durchaus andern Anschauungen huldigten. Was tun wir gegen diese ganz merkwürdigen Ergebnisse der Vollbeschäftigung und des Wohlstandes? Haben wir unsern Gästen, die unsere Sprache nicht verstehen – und oft hat man den Eindruck: nicht verstehen wollen –, einmal von unsern Gesetzen und Vorschriften gesprochen? «Ihr laßt die Armen schuldig werden!» Die Einnahmen aus Bußen in der Gemeinde Baden sind von Fr. 3000.– vor zehn Jahren auf Fr. 30 000.– angestiegen. Es sind da wohl manche Schweizer Parksünder darunter, weit mehr aber weist das Bußenrodel ausländische Namen auf. Haben unsere Vereine sich bemüht, die fremden Miteinwohner als Mitglieder zu gewinnen? Was tun wir alle, daß der Fremdling bei uns nicht ein «Elender» sei, wie das mittelhochdeutsche Wort für den Fremden noch lau-

tete? Ersetzen wir ihm, den wir doch so nötig brauchen, die Heimat? Leben wir nicht in der Gefahr, ein Herrenvolk zu werden?

Als man vor Jahren aus Gründen der Werbung für unsere Bäder von Baden bei Zürich sprach, wurde manche Opposition laut. Vielleicht hat dannzumal ein bewußtes Streben zur Selbständigkeit eingesetzt. Das neue Kurtheater und nunmehr die Kantonsschule Baden sind Marksteine im Bemühen, bewußt ein Eigenleben aufzubauen. Wir lieben die Zürcher, aber weder ihnen noch uns ist geholfen, wenn das Badenerbiet zum Vorort oder zum Satellit Zürichs wird. Wenn Zürich seinen Güterbahnhof in Spreitenbach haben wird, und wenn die Stadt im Limmattal sich von Zürich ohne Unterbruch bis zum Zusammenfluß von Reuß, Limmat und Aare erstreckt, wie uns die Planer prophezeien, wird unser Gebiet vor der Frage stehen, wie weit sich kulturelle, vielleicht sogar politische Selbständigkeit noch aufrecht erhalten läßt. Heute, da die Gemeinden Baden, Wettingen, Ennetbaden, Obersiggenthal und Neuenhof schon beinahe baulich zusammengeschlossen sind und ihre Einwohnerzahl sich fünfzigtausend nähert, müssen diese Probleme gesehen werden. Bei aller Wahrung der Selbständigkeit der Gemeinden muß die Bereitschaft bestehen zur gemeinsamen Lösung großer Aufgaben, wie sie mit der Kehrrichtvernichtungsanlage, mit der Abwasserklärung in Angriff genommen wurde. Kantonsschule und Theater sind berufen, auf geistig-kulturellem Gebiet in der Zukunft vermehrt der ganzen Region zu dienen. Eine neue kantonale Krankenanstalt kann dazu beitragen, die Verbundenheit mit dem Kanton Aargau zu fördern und die Selbständigkeit des Badenerbietes zu betonen.

Darf ich Dich einladen, mit mir hinauf zu steigen aufs Schloß Stein? Welcher Rundblick! Da steht der Stadtturm noch. Er scheint sich fast ein wenig zu ducken. Es will ihn wohl dünken, er gehöre nicht mehr so recht zum Ganzen. Fürchtet er, das Schicksal des Cordulaplatzes zu erleiden? Du blickst hinüber zu den Bauten der Industrie, wo Tausende werken. Drüben liegen die sonnigen Hänge, wo die Rebe noch rankt, wo aber allgemach die Menschen ihre Gärten und Häuser bauen bis hin zur Goldenen Wand und hinauf durchs Höhtal. Dein Blick fällt auf das weitgebreitete Wettingen, wo sich kühn Hochhäuser recken. Neuenhof fällt Dir auf, das immer mehr Menschen Raum bietet, und dahinter zukunftsträchtig Spreitenbach und Killwangen. Du spürst: Das ist Deine Heimat, der Du verbunden bleibst, trotz allem Wandel, trotz all' dem Neuen, dem Fremden. Und Du hast nur einen Wunsch: es möchten doch alle, die hier für kurze oder lange Zeit Wohnung nahmen, sich finden zu einer Gemeinschaft, die sie beglücke. *Albert Räber*